

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der Radium-Vulkan.

Roman von St. E. White und S. H. Adams.
Autorisierte Uebersetzung. — Nachdruck verboten.
(Fortsetzung.)

Die nächsten beiden Stunden, nachdem der Kapitän und Doktor Trendon sich entfernt hatten, ging es auf dem Achterdeck der „Wolverine“ ziemlich laut zu. Als der Schiffsarzt zurückkehrte, sagte er einfach:

„Billy hatte recht!“

„Uns hat er aber nichts erzählt,“ schrieb Ives, „hier hat er das Geheimnis nicht verraten.“

„Da liegt der Hase im Pfeffer!“ sagte Trendon. „Und in einer Hinsicht,“ fügte er mit einer an ihm ganz ungewohnten Geprägtheit hinzu, „war Billys Rapport noch zutreffender, als er es vielleicht selbst ahnte.“

„Danke bestens!“ brummte der junge Mann. „Und worin denn, wenn man fragen darf?“

„Sie sagten doch: „Keine lebende Seele an Bord!“ So lauteten Ihre eigenen Worte, nicht wahr?“

„Gewiß! Und wie steht's damit? Sie meinen damit doch nicht etwa, daß Sie Tote gefunden haben —?“

„Weder eine menschliche Seele an Bord noch eine andere,“ fuhr Trendon fort.

„Was heißt das?“

„Um die Korbhülle Speisereste verstreut; auf dem Tisch in der Messe Krumen! Aber keine Schwaben! Hat je ein Mensch ein Holzschiff ohne Küchenschwaben gesehen? Und hat man schon von solch altem Kästen gehört, der nicht von Ratten wimmelte? — Wir fanden ein Duzend tote Ratten, sonst war aber auf der „Laughing Laß“ von einem lebenden Wesen weder etwas zu hören noch zu sehen. Keine Ratte, keine Maus — nicht einmal eine ehrliche Wanze. Meine Herren — die „Laughing Laß“ ist ein Totenschiff!“

„Kein Wunder, daß Billys zarte Nerven darunter litten!“ spöttelte Ives, der das Stacheln nicht lassen konnte. „Wahrscheinlich spulen in dem alten Trog noch die Gespenster der verewigten Küchenschwaben.“

„Er wird bald Gelegenheit haben, sich selbst davon zu überzeugen,“ warf Trendon ein; „der Kapitän beabsichtigt, ihm das Kommando zu übertragen.“

„Aha, als Pflaster auf die Wunde. Sehr nett,“ murmelte Barnett.

In diesem Augenblick trat eine Ordonnanz vor:

„Kapitän Parkinson läßt Mr. Edwards zu sich bitten!“

„Glückliche Reise, Kapitän Billy!“ rief Ives ihm nach.

„Und schrei, wenn dich die Gespenster am Schlafittchen kriegen.“

Eine Viertelstunde später trat Leutnant Edwards mit dem Bootsmann Timmins als Steuermannsmaat und einer kleinen Besatzung sein erstes Kommando an.

Sein Auftrag lautete:

Mit dem Schoner in der Nähe des Kreuzers zu bleiben und genau auf die Signale des letzteren zu achten. Außerdem nahm er sich aber fest vor, unter allen Umständen die eisenbeschlagene Kiste zu öffnen und ihr Geheimnis zu ergründen, selbst wenn sie Dynamit enthielte.

Als Edwards seinen Fuß an Bord des Schoners setzte, konnten Barnett und Trendon, die den jungen Offizier in ihr Herz geschlossen hatten, sich einer trüben Borahnung nicht erwehren.

„Wahrscheinlich ein giftiges Gas!“ meinte Barnett.

„Und noch dazu von außerordentlich heftiger Wirkung! Die Sache gefällt mir ganz und gar nicht,“ stimmte Trendon bei.

4. Kapitel.

Die zweite Mannschaft.

Das subtropische Klima des Stillen Ozeans bringt selten unerwartete Witterungsumschläge. Dennoch sollte der „Wolverine“ am 5. Juni etwas Derartiges beschieden sein. Noch im Bereich der alles Gewölke vertreibenden Passatwinde kam plötzlich aus einem unerklärlichen Grunde dicker Nebel auf. Möglicherweise hatten Vulkanausbrüche, die durch elektrische und gashaltige Ausströmungen die normale Windrichtung ablenkten, ihn verursacht. Jedenfalls rückte er näher, wurde dichter und dichter, bis er einen undurchdringlichen Vorhang zwischen das Kriegsschiff und seinen Schützling gezogen hatte. Der Wind schlief ein. Bis zum Einbruch der Nacht fuhr die „Wolverine“ ganz langsam, während sie unablässig ihre Dampf sirenen ertönen ließ.

Doch der Schoner antwortete nicht.

Nur einmal glaubten die Lauschenden in weiter Ferne einen Widerhall zu hören.

„Wahrscheinlich hat er gar kein Nebelhorn an Bord,“ gab Carter dem allgemeinen Unbehagen Ausdruck.

„Kein Journal, kein Nebelsignalapparat, verdrehter Kompaß — nette Segelei das, wahrhaftig! Deshalb hat Barnett nicht einfach Befehl erhalten, den verfluchten Kästen als eine Gefahr für die Hochseeschiffahrt in die Luft zu sprengen!“

„Morgen früh werden wir der Sache auf den Grund gehen,“ sagte Forsythe. „Der Nebel kann nicht ewig dauern.“

Schneller noch, als man geglaubt, trat der Umschlag im Wetter ein. Eine Stunde vor Mitternacht prasselten gewaltige Regenschauer nieder. Als sie versiegten, überfiel eine rasende Wölfe den Kreuzer. Schwerfällig stampfte der große, stählerne Schiffskörper durch die aufgewühlten Wogen. Die um den Tisch der Offiziersmesse versammelte Gesellschaft war unter dem Druck der allgemeinen Verstimmung tief ernst. Kapitän Parkinson kam aus seiner Kabine und begab sich an Deck. Er hatte heute Nerven. Unklare und ungewisse Situationen peinigten ihn in hohem Maße, wirkliche Gefahren fanden ihn stets mutig und gerüstet. In diesem Augenblick war sein Gesicht ein Spiegelbild schlechtesten Baune.

„Unser Barkh sieht wieder einmal aus, als hätt' der leibhaftige Gottseibeiuns ihn schon beim Widel,“ bemerkte Jves, der nie den Mund halten konnte.

„Er sorgt sich um den Schoner. Hoffentlich hat Billy Edwards die Bö rechtzeitig herankommen sehen,“ antwortete Forsythe, damit die allgemeine Befürchtung in Worte kleidend.

„Er ist ein tüchtiger Segler, und der Schoner muß, nach seinen Vorfahrten auf eigene Faust zu schließen, sehr fest gebaut sein,“ sagte Jves.

„Es wird schon alles seine Richtigkeit haben,“ beruhigte Carter. „Der Wind scheint auch nachzulassen.“

Triefend naß, kam Barnett jetzt herunter.

„Was gibt's Neues?“ fragte Doktor Trendon.

Der Navigationsoffizier schüttelte den Kopf.

„Nichts, aber der Kapitän ist in einer Verfassung —“

„Was fehlt ihm denn?“

„Der Schoner. Er scheint sich steif und fest einzubilden, daß dem etwas passiert ist.“

„Gegen Sie etwa nicht die gleichen Besorgnisse?“ fragte Forsythe. „Mir wenigstens geht es so. Ehe ich mich aufs Ohr lege, will ich noch einmal umschau halten.“

Er ging an Deck, kam aber fast augenblicklich zurück. Er rief aufgeregt den anderen Offizieren zu, rasch an Deck zu kommen, und seine Stimme klang so eigentümlich, daß sämtliche Herren gleichzeitig in die Höhe schnellten und seiner Aufforderung wie einem Befehl Folge leisteten.

Das Wetter hatte sich etwas aufgeklärt. Das Schiff rollte schwer. Auf der See unterschied man nur schaumgekörnte Wogenkämme.

Am Himmel aber zeigte sich derselbe fahle Schein wie vor zwei Nächten — — —

„Das Nordlicht!“ rief der Zahlmeister Mc Guire.

„Natürlich,“ sagte Jves. „Ausgerechnet im Westen! Da pflegt es ja auch gewöhnlich aufzutreten, besonders am Rande der Südpole, wo Nordlichter ohnehin dicht gesät sind.“

„Was ist es denn?“

Niemand fand eine Antwort. Carter, der fortgestürzt war, berichtete bei seiner Rückkehr:

„Es muß elektrischen Ursprungs sein, denn der Kompaß ist wiederum wie verrückt geworden.“

„Edwards dürfte jetzt der Lösung des Rätsels sehr nahe sein!“ meinte Jves. „Der Sturm muß ihn dem Brennpunkt des Interesses gerade entgegengetrieben haben!“

„Was könnte ihm da geschehen?“ fragte Mc Guire.

„Das weiß ich nicht,“ sagte Carter langsam. „Doch habe ich eine dunkle Ahnung, als ob der verlassene Schoner auf irgend eine schauerliche Weise mit jenem Licht im Zusammenhang stehe.“

Wohl eine Viertelstunde lang hielt die eigentümliche Glut an, ohne bestimmte Formen anzunehmen. Zuletzt schien sie etwas näher gerückt zu sein als beim ersten Anblick. Dann erlosch sie, und es herrschte wieder tiefe Finsternis. Die Offiziere der „Wolverine“ lagen schon lange in unruhigem, durch quälende Träume gestörten Schlummer, ehe der empfindliche Kompaß sein Gleichgewicht wiedererlangt hatte; und niemand konnte am Morgen wissen, wie weit bei dem abtreibenden Winde der Kreuzer vom richtigen Kurse abgewichen sein mochte.

Den ganzen 6. Juni über suchte die „Wolverine“, abwechselnd durch Nebel und Regenschüden behindert, die öden Meeresbreiten ab, ohne den verlorenen Schoner wieder in Sicht zu bekommen.

Der Abend brachte von neuem dichten Nebel und gleichzeitig eine leichte nördliche Brise, der aber nach stundenlangem Wehen es dennoch nicht gelang, die dichten Schleier zu zerreißen. Da vernahm man auf dem Kriegsschiff plötzlich ein klatschendes Geräusch, wie vom Schlagen gewaltiger Flügel.

Der Ton schwoll an und erstarb wieder, als vom Ausguck der Ruf ertönte:

„Schiffslichter, drei Striche voraus an Steuerbord!“

„Was was erkennen Sie es?“ lautete die Frage vom unten.

„Ich sehe nichts außer dem grünen Licht!“ und nach einer Pause: „Jetzt sehe ich das Backbordlicht. Das Schiff scheint zu wenden und gerade auf uns zuzuhalten. Jetzt ist es nur noch zwei Längen entfernt,“ rief der Mann mit starker Stimme.

In diesem Augenblick zerriß der Nebel, und plötzlich tauchte die lautlos herbeigelebte „Laughing Laß“ auf. Sie

näherte sich dem größeren Schiff mit solcher Schnelligkeit, daß es aussah, als wollte sie es rammen. Sie war so nahe herangefommen, daß Dunkel Sams Leute voll brennender Neugier auf ihr Deck herabstarren konnten, auf dem alles Leben erstarben schien. In Lee des Kreuzers verlangsamte sie ihre Fahrt, doch dann sah sie die Brise wieder, und das Wasser schäumte unter ihrem Bug hoch auf. Gegen alle Vorschrift rief Jves laut:

„Ahoi, „Laughing Laß“! Ahoi, Billy Edwards!“

Aber keine Antwort drang zu den Linsenden auf dem Hinterdeck der „Wolverine“. Ein Schauer des Entsetzens durchzrannte sie.

„Sie ist gestern abend verlassen worden,“ sagte Trendon mit heiserer Stimme.

„Wie wollen Sie das wissen?“ fragte Barnett.

„Beide Segel sind gereißt. Seit jener Bö war kein Meffen mehr nötig. Die Mannschaft muß sich während des Sturmes dabongemacht haben.“

„Dann müßten die Leute geradezu ins Wasser gesprungen sein, denn die Boote waren vollzählig,“ rief Carter.

„Das ist also Unsin!“

„Das andere auch,“ brummte Trendon.

Schnell aufeinanderfolgende Befehle unterbrachen vorläufig jede weitere Erörterung. Jves wurde auf den Schoner geschickt, um die Segel einzuziehen und fernere Nachforschungen anzustellen.

Was er erkundete, war bedenklich wenig. Sämtliche Boote waren vorhanden, auf dem Schiff befand sich alles in bester Ordnung — gerade so, als ob Billy Edwards sich seines Auftrags entledigt hätte — doch der fröhliche, lebenswürdige, junge Offizier und seine Leute blieben spurlos verschwunden. Ueber das Wie und Warum zerbrachen sich die Kameraden vergeblich die Köpfe. Jves hatte den Anfang eines von dem Leutnant geschriebenen Journals gefunden, dessen Inhalt seine hochgespannten Erwartungen aber bitter enttäuschte. Er lautete:

„Bö aus Nordost. Ließ zwei Kesse einlegen, und der Schoner hält sich sehr gut; scheint ein schnelles, seetüchtiges Schiff zu sein. Weitere Nachsuchungen nach dem Schiffsjournal ohne Erfolg. Habe einem von den Leuten, der ein Stück Mechaniker ist, befohlen, solange an der eisenbeschlagenen Riste zu arbeiten, bis er sie auf bekommt. Den Spuren nach, die er am Schloß entdeckte, muß schon ein anderer vor ihm Versuche dazu gemacht haben.“

Eine weitere Eintragung war nicht erfolgt.

„Doktor Trendon hat recht,“ sagte Barnett. „Was da auch immer geschehen sein mag — es muß sich unmittelbar nach der Bö ereignet haben!“

„Gerade in der Zeit, als der seltsame Glutschein sichtbar wurde!“ rief Jves.

Nun sollten zwei Mann und ein Deckoffizier an Bord der „Laughing Laß“ gehen, eine Verbindung mit ihr durch eine Trosse herstellen, und die Nacht drüben bleiben. Doch als der Befehl dazu erteilt wurde, wollten die Leute nicht recht heran. Einer von ihnen schützte mit ängstlichem Stottern Krankheit vor.

Trendon stattete nach der Untersuchung dem Kapitän Bericht ab.

„Scheint Gespenster zu sehen. Kann aber ebenso gut krank sein. Angstmeier. Die andern sind nicht besser.“

„Wer wurde kommandiert?“

Der Doktor nannte einen der Deckoffiziere.

„Congdon? Das ist ja mein Bootsführer,“ sagte Kapitän Parkinson. „Einer der besten Leute, von dem ich nicht gut annehmen kann, daß er Angst hat. Wollen doch mal mit ihm reden.“

Congdon wurde herbeigeholt.

„Sie haben den Befehl erhalten, für die Nacht an Bord des Schoners zu gehen, Congdon?“ fragte ihn der Kapitän.

„Ja wohl, Herr Kapitän.“

„Haben Sie irgend einen Grund, weshalb Sie lieber nicht hingehen möchten?“

Der Mann zögerte mit der Antwort und bot ein Bild peinlichster Verlegenheit. Endlich stieß er, nicht ohne eine gewisse Würde, hervor:

„Selbstverständlich gehorche ich dem Befehl, Herr Kapitän.“

„Nur ruhig heraus mit der Sprache, mein Sohn!“

„Es — es ist wegen Mr. Edwards, Herr Kapitän. Nichts hätte ihn von einem Schiff fortbringen können, wenn nicht etwas — etwas —“ Der Deckoffizier stockte und suchte

nach dem passenden Wort. „Sie wissen ja selbst, Herr Kapitän, was für ein schneidiger Herr Mr. Edwards war!“
„War!“ betonte der Kapitän scharf. „Was wollen Sie damit sagen?“
„Daß der Schoner ihn geholt hat, Herr Kapitän! Daran ist doch kein Zweifel möglich!“ Er küßte jetzt nur und blinzelte schon beiseite.

„Wollen Sie unter Mr. Joes an Bord gehen?“
„Wohin mein Offizier geht, folge ich ihm!“ erwiderte der Mann, worauf Joes den betreffenden Befehl erhielt.
In jener Nacht lagen die beiden Schiffe dicht hintereinander, und der Schoner tanzte bei der leichten Brise lustig hinter dem Heck des größeren Gefährten her.

(Fortsetzung folgt.)

In der Heimat des Saccharins.

Von Erich Feldhaus.

Magdeburg ist die Heimstätte alles „Süßen“. Hier ist der Sitz des Zuckerhandels, hier der Ort der Saccharin-Industrie. Zwei im Frieden feindliche Stoffe wohnen unter dem gleichen städtischen Hoheitszeichen. Und ergänzen sich, seitdem der Krieg auch im Süßstoffgewerbe den „Burgfrieden“ gesichert hat. — Wir haben wieder einmal umlernen müssen. Einst gaben wir ein Gesetz, das der Erfindung des Deutsch-Amerikaners Fahlberg, die den Zuckerrißenbau zu vernichten drohte, für Deutschland den Weg verschloß. Wir wollten eine blühende Landwirtschaft, eine bedeutende Industrie retten vor dem Einzug eines schlichten weißen Pulvers, das erlaubte, in der Markttasche die Süße der Zuckerlast eines Güterwagens nach Hause zu tragen. Die wirtschaftlichen Werte waren zu groß, um sie dem chemischen Fortschritt opfern zu können. So entstand das Süßstoffgesetz als Schutz. — Die Zeiten sind anders geworden. Was ehemals bekämpft wurde, hilft uns jetzt im Kampf. Wenn wir Getreide und Delifrüchte an der Stelle der Zuckerrübe bauen, muß der „Ersatz“ heran. Und wir sind glücklich, daß wir ihn besitzen. Wir freuen uns im besonderen, daß es ein deutsches, ein Magdeburger Werk ist, das augenblicklich zu hunderttausenden täglich die kleinen Briefchen mit den weißen Körnchen füllt. Diese Körnchen sind eine rote Umrandung und deren grünes H in der Mitte halb vollständig werden dürfen. Dem mit ihrem 1/4 Gramm Saccharin für 25 Pfennige bieten sie der Hausfrau als willkommenen Gaben monatlich auf den Kopf der Familie über 1 Pfund Zuckerwert. Das hilft „streden“. Und wird uns vielleicht auch noch in den ersten Friedenszeiten weiter helfen müssen, wenn der Feind die Grenzen nicht wie früher öffnen sollte. Dann können wir einweilen getrost ein gut Teil Brottrudt mehr anbauen — der künstliche Süßstoff hilft die Lücke füllen. Bis wieder die alten Zeiten rüstiger jähler Arbeit ins Land ziehen. Und sollten die auf sich warten lassen — nun gut, so werden wir mit dem Ersatzmittel Saccharin gut Freund werden müssen. Es entsammt auch deutscher Erde und deutschem Fleiß. Wir können nun einmal des süßenden Stoffes in beiderlei Gestalt nicht mehr entzaten. Wir haben uns daran gewöhnt, als sei es seit Urmenschenzeiten unserer Kost gefeilt gewesen. Wir vergessen gern, daß der Zucker noch vor kaum mehr als 100 Jahren für den Unbegüterten nicht erschwinglich war, daß unsere Voreltern mit Sirup und Honig süßen mußten. Wir vergaßen es, wie wir die Zeiten ohne Kartoffel, ohne Kaffee, Tee, Tabak, nicht mehr begreifen können. So sehr stehen wir im Banne der Gewohnheit. Und lassen uns lieber das süße Erzeugnis der heimischen Rübe durch das geheimnisvolle Destillat aus der Steinkohle des Westens ersetzen, ehe wir überhaupt Verdacht lernen.

Wie war's doch gleich? Man hat früher einmal davon gehört oder gelesen: Saccharin, das sei ein Stoff, den wir der Kohle entnehmen gleich dem Leuchtgas, dem Teer, dem Benzol, aber auch den künstlichen Farben, den kostbaren Duftstoffen und so manchen wichtigen Heilmittel. War's möglich? Der schwarzen, schmutzigen, geschmack- und geruchlos Kohle? Es ist freilich ein Wunder, eins von denen, die im Buche Tausend und ein Tag stehen, das unsere deutschen Chemiker geschrieben haben. Es liest sich schlecht für den Laien. Er versteht nicht gleich (oder überhaupt nicht), wenn er von der süßen Free Orthosulfamidobenzoesäureanhydrid erzählt hört. Und er schüttelt bedenklich das Haupt, wenn er die chemische Formel $C_6H_5NSO_2$ oder die andere mit dem zierlichen Sechseck in der Mitte liest. Chemie ist auch die schwache Seite des Gebildeten. Und Erkenntnis vom wunderbaren und doch nicht wunderlamen Schaffen unseres modernen Großgewerbes ist bislang nur wenigen ausgegangen.

Mag sein, daß das Verständnis im Falle „Saccharin“ erleichtert wird, wenn wir darauf verweisen, daß zu seiner an sich gar nicht so komplizierten Erzeugung solch allgemein bekannte und verwandte Grundstoffe gehören, als da sind Schwefelsäure, Steinsalz, Ammoniak, übermanganäures Kali. Und als Hauptstoffe natürlich das Toluol, eines der Destillate, das man bei der Verbrennung der Steinkohle erhält, wenn man den Teer auf die leichten und schweren Öle, die er umschließt, weiter verarbeitet.

Freilich, wenn man noch so trocken geschäftlich berichtet — es fehlt uns die Brücke zwischen den bekannten Eigenschaften des Rohstoffes, der Kohle, und der erstaunlichen Süßkraft des Endproduktes. Selbst dann noch, wenn man daran erinnert wird, daß ja auch zwischen einer Rübe und einem Stücklein Zucker wenig Ähnlichkeit besteht. — Vielleicht gelingt die Erkenntnis auf diese Weise: Was war die Steinkohle vordem? Eine Pflanze. Was konnte diese Pflanze? Blüten in kostbaren Farben, duften in erquickendem Wohlgeruch, Früchte erzeugen, saure, bittere, salzige, oder auch süße. Das alles konnte sie, konnten hundert verschiedene Pflanzen auf dem einen gleichen Bodenfeld. Wir haben es nicht als Wunder anzusehen, weil wirs gewohnt waren. Sollte es nun nicht möglich sein, die Urkraft, die in der Pflanze in Kohlenform jahrtausendlang schlummerte, wieder zu erwecken? Es ist möglich. Unsere Chemiker sind diese Erwecker aus Dornröschenschlaf. Wie, werden wir hören.

Im industriereichen Vorortbezirk Salbke, unweit des Bahnhofes Südost, rauchen hohe Schloten am Elbufer. Sie weisen den Weg zur Saccharinfabrik A.-G., vorm. Fahlberg, Bist & Co. Ein bedeutendes Werk des chemischen Großgewerbes tut sich dem Besucher auf, ein Unternehmen, das vom Saccharin nur den Namen herleitet, das heute zahlreiche andere hochwertige chemische Grundstoffe erzeugt und daneben nach Art der Leberthener oder Ludwigshafener Großwerke Heilmittel aller Art fertigt und für den Verkauf der Apotheken und Drogerien liefert. Ein Werk, das auch den Willen zu noch größerer Entwicklung in sich trägt und so für Magdeburgs industrielle Zukunft vielleicht noch einmal bedeutungsvoll werden kann.

Die Süßstoffherzeugung des Unternehmens war im Frieden nur Nebenzeug. Konnten doch nach Deutschland infolge der Beschränkung durch das Süßstoffgesetz nur etwa 4000 Kilogramm jährlich geliefert werden. Und auch die über 40 000 Kilogramm Auslandsbedarf waren bei dem geringeren Auslandspreis für die Firma wohl nicht ausschlaggebend. Jetzt freilich sind die Ziffern der Saccharin-Gewinnung plötzlich emporgeschneilt. Werden doch jetzt täglich schon 1000 Kilogramm des wertvollen Stoffes in Salbke gefertigt, eine Menge, die noch steigerungsfähig ist. Allein die kleinen 1/4 Gramm-Briefchen, deren jetzt täglich 250 000 aus dem Werke gehen, erfordern von dieser Menge rund 300 Kilogramm täglich. Und auch hier ist die Abfertigung noch entwicklungsfähig.

Von dem großen Verwaltungsgebäude strahlen die Wege aus, die in ein Labyrinth von Gassen, Werkstätten, Höfen führen. Eisenbahntränge, Rohrleitungen, hellgelbes Mauerwerk, Neubauten, Dampf, blaue, schwarze Wolken der Schornsteine, Geräusche von Antriebsmaschinen und Ventilatoren, Geruch nach Chemikalien von jeder Art. In der Ferne als Wischflus bes gebenedeten Geländes das silberne Rind des Stromes, das grüne Band der lieblichen Kreuzhorst. — Bei der Schwefelsäure-Fabrikation beginnt die Wanderung. Zu Bergen türmt sich der Schwefelkies, der in den Defen einer dunkel gähnenden Döle zur Glut angefaßt wird und dabei schweflige Säure abgibt, deren beizende Schärfe sich Husten reizend auf die Lungen legt. Der Rückstand des Erzes wird dann zur Verhüttung verpacktet, die Säure aber in einen jener gewaltigen Tempel der Arbeit geleitet, die mit ihrer großartigen Formen und Linien die moderne Industrie zeichnen. Hier, wo sich in großen Räumen Kessel, Fäßen, Retorten mit ihrem stumpfen Schwarz, geheimnisvoll im Gefäß verlieren, wird die Schwefelsäure nach dem „Kontaktverfahren der Bad. Anilin- und Sodafabrik“ gewonnen.

Bei diesem modernen, für unsere Kriegsschemie wichtigen Prozeß wird Platin als Kontakt benutzt. Etwa 100 Kilo Platin, auf Arbeit niedergeschlagen, im Werte von über 1 Million Mark arbeiten in den großen, in langer Reihe aufgestellten Kontaktköfen. Schwefelsäure ist nur ein Teilchen, aber ein fundamentales, in der Saccharin-Gewinnung. Die Räume ihrer Erzeugung jedenfalls sind die stolzeiten des Werkes.

Die Saccharingewinnung selber geht nämlich in Schichten, kleinen Sälen vor sich. Auch hier Bottiche mit Rührwerken, auf dem Boden, auf besonderen Gestellen; Abzehrleitungen, Magazine mit gefüllten Säden weißer, gelblicher, blauvioletter Massen — den schon oben genannten Grundstoffen. Da geht dann die Mischung, Abkühlung und abermalige Mischung vor sich. Aus dem dünnflüssigen hellen Stoff, an den sich eine Masse von gelblich-weißer Beschaffenheit ansetzt, wird eine dunkel-violette Brühe. Dann wird das ganze aus dem flüssigen Zustand für den festen vorbereitet, wird „oribiert“ und gelangt wieder als helle Laug in Bottiche, in denen das schon fertige weißliche Präparat ausgefällt werden kann. Man holt's heraus, befreit es auf Weichen in den Trockentürmen von aller Feuchtigkeit. Und kann es bereits in dieser Weise verwenden. Oder man löst es erneut auf, um es in großen grauen Gefäßen, in denen Metallstreifen hängen, kristallisieren zu lassen. Oder noch anders: Man bringt es ausgeföhlt in lange Trommeln, die von Maschinenkraft ganz langsam gedreht werden. Auch so entziehen die Saccharin-Kristalle, die das besonders wertvolle Produkt darstellen.

Schon in den Trocken- und Kristallisierungsräumen muß die Arbeit süß schmecken. Wenigstens tut's die Luft. Man wird den

Geschmack nicht mehr los, wenn man durch die Verpackungsräume wandert, wo Hunderte junger Mädchen und Frauen am Werke sind. Ja, man behält diesen Süßgeschmack noch den ganzen Tag über im Munde, an den Händen, in den Kleidern; „500 mal so süß als Zucker.“ — In den besten Sälen, die zum Teil eben erst vom letzten Handwerker verlassen sind, denn die Sacharinabereitung muß fortgesetzt erweitert werden, stellen Maschinen die bekannteren kleinen Tabletten her. Aus einem Behälter fällt der Sacharinstaub (hier zu vier Fränseln mit doppeltkohlen-saurem Natron vermengt, weil sonst die Tabletten gar zu klein ausfallen müßten) und wird in die kleinen Löcher einer Eisenplatte gepreßt. Gleich 25 Stück der flachen Blättchen springen heraus, fallen durch einen Trichter und enden in einem Glasröhrchen. Eine andere Maschine zählt gleich bis 300, sie füllt größere Glasflaschen-Packungen. Nebenbei werden flache Platten gepreßt von etwa Stüdenzucker-Größe. Die dienen für Gefangenenlager. Andere große Pressungen sind für das Oberkommando-Öl bestimmt. Das größte Gewimmel von Arbeitskräften aber ist um die kleinen „Reichs-Briefchen“ beschäftigt, die jetzt von der vielgenannten Zentral-Einkaufsgesellschaft an die Gemeinden verteilt werden. Es ist nicht so einfach, 1 1/2 Gramm in Massenbetrieb abzumessen. Hier ist das Problem gelöst. Ein kleiner Wechsellöffel faßt die Menge, füllt den Inhalt durch ein Trichterchen in ein winziges Beutchen. Das wird verlegt und wieder in ein anderes gelegt. Und je mehrere Hundert der bunten Päckchen füllen einen Karton. So wird es möglich, die „leichte Ware“ nun doch für jedermann bequem fahbar zu gestalten. Und damit ist auch zugleich der Fabrikationsgang beendet.

Abwärtslos, wie so oft in ähnlichen Fällen, entdeckte der Forscher das „süße Geheimnis“. Verläßt erst, dann aus Notwendigkeit bekämpft, tut es nun Kriegsdienst. Aus ähnen und scharf schmeckenden Stoffen fügte es sich zusammen, aus allerlei Farben wuchs es auf. Und wurde doch lichtweiß und süßer als süßeste Frucht: Eines der Wunder aus unseren Tagen. Millionen werden bald dieses Wunders Gabe kosten können.

Hebung der Ziegenzucht.

Die Ziege ist des kleinen Mannes Kuh. Dieses alte Sprichwort kommt in der Zeit der Milch- und Fettknappheit erst voll zur Geltung und zwar mit umso größerer Berechtigung, als eine gut gehaltene und zweckmäßig ernährte Ziege 600, 700, sogar 800 Liter vollsüßer Milch im Jahre gibt. Nimmt man nur 600 Liter Milch-ertrag im Jahre an, so bringen fünf solcher Ziegen den Ertrag einer guten Mittelkuh von 3000 Jahreslitern Milch. Wenn man auch die fünf Ziegen den Futterbedarf einer Kuh erreichen, so liegt doch der Vorteil für den kleinen Mann darin, daß er wohl eine oder zwei Ziegen, nicht aber 1/3 oder 1/5 Kuh halten kann, daß selbst in recht kleinen auch städtischen Haushaltungen bzw. Wirtschaften das Futter für eine oder zwei Ziegen leicht zu beschaffen ist, daß die Anschaffungskosten und der eventuelle Verlust viel geringere sind, daß die Stallräume bedeutend kleiner und primitiver sein können, und daß sich schließlich die Wartung auf ein Mindestmaß beschränkt. Wer zwei oder mehrere Ziegen hält, kann sich durch entsprechende Verteilung der Deckzeit leicht so einrichten, daß er das ganze Jahr hindurch seine Milch hat.

Die maßgebenden Stellen haben die hohe Bedeutung der Ziegenzucht für die Volksernährung nicht erst im Kriege erkannt. Schon immer ist es ihr Bestreben gewesen, durch Gewährung von Zuchtungsprämien, Beihilfen zur Zuchtbockbeschaffung usw. die Haltung von Ziegen zu fördern und zwar mit recht gutem Erfolg. Ist doch der Ziegenbestand des Deutschen Reiches von 3 266 900 im Jahre 1900 auf 3 548 300 Stück im Jahre 1914 gestiegen. Jetzt, wo besonders durch die Milch- und Fettknappheit die Wichtigkeit der vermehrten Ziegenhaltung um ein vielfaches gesteigert ist, werden auch besondere Anstrengungen gemacht, um eine möglichst weite Verbreitung der Ziegenhaltung zu erzielen. So hat z. B. in Preußen der Landwirtschaftsminister erhebliche Staatsmittel zur Prämierung weiblicher, zweiter und dritter, also über den eigenen Bedarf aufgezogener Lämmer den Landwirtschaftskammern zur Verfügung gestellt.

Einzelne Preisauschüsse haben ihrerseits beträchtliche Aufwendungen gemacht, teils für Prämierungen, teils beim Ankauf von Zuchtböden und Zuchtlämmern. Die meisten Landwirtschaftskammern und Direktoren von landwirtschaftlichen Winterschulen werden gern bereit sein, jedermann beim Ankauf von guten Ziegen oder deckfähigen Lämmern behilflich zu sein.

Es kann daher dem Kleinhaushalt nicht warm genug empfohlen werden, sich wenn irgend anständig ein oder zwei Ziegen aufzustellen. Die Beschaffung des Futters für zwei solcher Tiere wird keine Schwierigkeiten machen. Wie viele Felbraine, Graben- und Begränder, Bahndammböschungen, unbebaute Plätze usw. Weiden unbenutzt. Für ein paar gute Worte oder wenige Groschen wird man gern die Erlaubnis zur Futtererwerbung auf diesen Stellen erhalten. Welch unendlichen Segen kann aber die Ziegenmilch z. B. bei der Ernährung der Säuglinge bringen, ist sie doch im allgemeinen nahrhafter und fettreicher als Kuhmilch, auch gesünder ist sie, kommen doch bei Ziegen tuberkulöse Erkrankungen nur in den aller-seltensten Fällen vor. Vielfach schreibt man der Ziegenmilch sogar

eine heilende Wirkung bei Brustkrankheiten zu, in manchen Ländern der Bergländer gibt es sogar besondere Kuranstalten mit Ziegenmilch für Brustkranke.

Vermischtes.

* Schiffe aus Stahlbeton — eine neue Erfindung. In der norwegischen Stadt Moß ist verfloßene Woche ein Leichter von 200 Tonnen Gehalt zu Wasser gelassen worden, der insofern der erste seiner Art ist, als er aus Stahlbeton hergestellt wurde. Der Erfinder des Verfahrens, Schiffe aus Stahlbeton zu erbauen, ist der norwegische Ingenieur Fougner, der schon seit sechs Jahren mit Versuchen zur Verlebung dieses neuen Verfahrens sich beschäftigt hat. Er war lange im Auslande tätig, und in Manila ist es ihm zuerst gelungen, einen kleinen Leichter von 50 Tonnen aus Stahlbeton herzustellen. Im laufenden Jahre kehrte er in seine norwegische Heimat zurück und gründete zur Ausnützung seiner Erfindung eine Gesellschaft, die eine Schiffbauwerkstatt in Moß errichtete. Der neue Leichter hat seine Probefahrt zu voller Zufriedenheit ausgeführt. Die Gesellschaft hat bereits Bestellungen auf mehrere Leichter vom selben Typ, außerdem aber auf einen mächtigen Leichter von 3000 Tonnen Gehalt, der zur Riesbeförderung über die Nordsee dienen soll und den man möglicherweise mit einem eigenen Dieselmotor ausrüsten wird. Der von Fougner verwandte Stahlbeton ist eine Verbindung von Stahlstangen, durchlöcherter Stahlplatten und Beton. Es ist ein überaus gediegener Baustoff. Selbstverständlich besitzen Schiffe aus Stahlbeton nicht die Elastizität von Stahlleichtern, dagegen stehen sie an Gediegenheit hinter diesen nicht zurück und sie besitzen ihnen gegenüber mancherlei andere Vorteile. Sie sind schneller und billiger zu bauen, feuersicher, leicht rein zu halten, und das Material ist bei weitem leichter zu beschaffen, als Stahl und Holz. Ueberdies sehen Stahlbeton-Leichter gefälliger aus, als Stahlleichter, und im ganzen scheint das neue Verfahren Vorteile genug zu bieten, um einer neuen Industrie im Schiffbau die Möglichkeit zu gewähren.

* Räuchern — ein neues Treibmittel für Pflanzen. Zu den mannigfachen, zuweilen nicht ganz einfachen Verfahren des Anspen-treibens, deren sich die Gärtner seit einer Reihe von Jahren erfolgreich bedienen, hat Molisch ein neues gefügt, das sich des Rauches bedient. In einer Sitzung der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien hat er auseinandergesetzt, daß Rauch die Pflanzen nicht nur schädigt, und z. B. zum Blattfall führt, sondern unter gewissen Bedingungen auch Verblüdung und Wachstum von Zellen hervorzurufen kann, so daß dadurch ruhende Gewächse zum Treiben veranlaßt werden könnten. Versuche an ein- oder zweijährigen Zweigen der Hasel, der Koffkastanie, des Fiebers und ausländischer Stierpflanzen, wie des japanischen Schwefelstrauches und des nordamerikanischen Fingbaumes wurden in der Weise ausgeführt, daß die Zweige unter einer Glasglocke in Wasser gestellt und dann kurze Zeit dem Rauche verbranntes Papiers ausgesetzt wurden. Die wirksamen Stoffe des Rauches, der sich an der Glaswandung und auf dem Boden niederlag, wirkten dabei während 24 Stunden und länger. Es stellte sich heraus, daß die mit Rauch vorbehandelten Zweige in vielen Fällen um 1 bis 3 Wochen früher ausschlugen, als gleichzeitig beobachtete, nicht mit Rauch behandelte Zweige der gleichen Pflanzen. Freilich ergab sich ebenfalls, daß der Versuch nicht zu allen Zeiten gelang, vielmehr war es nicht möglich, Fieberszweige in der Mitte des Oktobers durch Rauch zum früheren Treiben zu veranlassen. Dies deckt sich mit dem Ergebnisse der Versuche mit anderen Treibmitteln wie etwa Aether. Molisch vermutet, daß der Rauch auf die Vegetationspunkte der Pflanzen einwirkt, dabei läßt er aber die Frage offen, welche Bestandteile des Rauches die eigentliche Treibwirkung haben. Durch eine Reihe von Versuchen hat er nachgewiesen, daß Aethylen (das im Rauche vorkommt), Kampfer, Aceton und eine Reihe anderer Stoffe in verschiedenem Grade fähig sind, das Treiben der Pflanzen zu beschleunigen.

Rätsel.

Gerad' zur Zeit, da sich zwei Monde scheiden,
Hat einst mein Lieb das Licht der Welt erblickt,
Und zur Erinnerung an jene beiden
Ward ihr ein Name auserwählt geschickt.

Denn jene beiden Monde, sie vertraten
Zur Taufe just die Stelle eines Vaters:
Der Erste ganz, ein wenig nur vom Zweiten.
Wer wels' nun Liebchens Namen abzuleiten? —

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Magischen
Quadrats in voriger
Nummer:

E	B	R	O
B	I	E	R
R	E	B	E
O	R	E	L